

Der Dichter Robert Walser (1878 – 1956)

(Alle Walser-Zitate: „Robert Walser, Sämtliche Werke in Einzelausgaben, Herausgegeben von Jochen Greve“, Suhrkamp Verlag, Zürich und Frankfurt am Main, 1986, sowie „Robert Walser – Aus dem Bleistiftgebiet, Mikrogramme, entziffert und herausgegeben von Bernhard Echte und Werner Morlang“, Suhrkamp Verlag 1983 ff.)

Erstens:



Ich werde über Robert Walser, den Schweizer Dichter, sprechen.

Ich werde etwas zu Walsers Selbstbild sagen (Wie hat er sich selbst verstanden? – Wie stellt er sich dar) und später sein Leben kurz skizzieren. Ich werde mich bemühen, seinen Lebenslauf nicht mit der Zuckerglasur behaglichen Mitleidens zu überziehen. Walser, das verkannte Genie. Walser, der Erfolglose. Walser, der arme, hungrige, frierende Poet in der Dachkammer. Walser, der Wahnsinnige, der Bruder Hölderlins.

Walser selbst hat diese Haltung tiefenden Mitleidens ironisiert:

„Hölderlin hielt es für angezeigt, d. h. für taktvoll, im vierzigsten Lebensjahr seinen gesunden Menschenverstand einzubüßen, wodurch er zahlreichen Leuten Anlass gab, ihn aufs unterhaltendste, angenehmste zu beklagen.“

Wenn ich den Lebenslauf skizziere, kann ich das nicht ohne Bezug zu seiner Arbeit tun.

Zweitens:

Es ist nicht möglich, über Walser zu sprechen, ohne dass uns sein Schreiben wenigstens als Schatten gegenwärtig ist.

Ich habe zwei „Prosastückli“ – so nannte Walser seine kurzen Prosastücke von ein, zwei oder drei Druckseiten - ausgewählt. Ein sehr frühes, geschrieben zu Beginn seines dritten Lebensjahrzehnts. Es ist betitelt:

„Freithema“

und stammt aus dem Büchlein „Fritz Kochers Aufsätze“. (1904 veröffentlicht). Angeblich – so will uns Walser glauben machen - handelt es sich um aus dem Nachlass eines verstorbenen Schülers herausgegebene Aufsätze.

„Diesmal, sagte der Lehrer; dürft ihr schreiben, was euch gerade einfällt. Ehrlich gestanden, mir will nichts einfallen. Ich liebe diese Art von Freiheit nicht. Ich bin gern an einen vorgeschriebenen Stoff gebunden. Ich bin zu faul, etwas zu ersinnen. Und was könnte das auch sein? Ich schreibe über alles gleich gern. Mich reizt nicht das Suchen eines bestimmten Stoffes, sondern das Aussuchen feiner, schöner Worte. Ich kann aus einer Idee zehn, ja hundert Ideen bilden, aber mir fällt keine Grundidee ein. Was weiß ich, ich schreibe, weil ich es hübsch finde, so die Zeilen mit zierlichen Buchstaben auszufüllen. Das ‚Was‘ ist mir vollständig gleichgültig. – Aha, da habe ich es. Ich werde ein Porträt der Schulstube zu zeichnen versuchen. Das ist noch nie dagewesen. Die Note ‚vortrefflich‘ kann mir nicht entgehen. – Wenn ich den Kopf hebe und über die vielen Schülerköpfe hinwegsehe, muss ich unwillkürlich lachen. Das ist so geheimnisvoll, so merkwürdig, so fremdartig. Es ist wie ein summendes, süßes Märchen. Der Gedanke, dass in all den Köpfen fleißige, hüpfende, sich sputende Gedanken sind, ist geheimnisvoll genug. Die Aufsatzstunde ist vielleicht aus eben diesem Grunde die schönste und anziehendste. In keiner Stunde geht es so geräuschlos, so andächtig zu und wird soll still für sich gearbeitet. Es ist, als höre man das Denken leise flüstern, leise sich regen. Wie das Treiben von kleinen weißen Mäusen ist’s. Hin und wieder fliegt eine Fliege empor und senkt sich dann leise auf einen Kopf, um es sich auf einem Haar wohl sein zu lassen. An seinem Pult sitzt der Lehrer wie ein Einsiedler zwischen Felsen. Die Wandtafeln sind schwarze unergründliche Seen. Die Ritze, die darin sind, sind der weiße Schaum der Wellen. Der Einsiedler ist ganz versunken in Betrachtungen. Nichts rührt ihn, was in der weiten Welt, das heißt, in der Schulstube vorgeht. Hin und wieder kratzt er sich wollüstig an den Haaren. Ich weiß, welche Wollust es ist, sich an den Haaren zu kratzen. Dadurch reizt man das Denken unendlich. Es sieht allerdings nicht besonders schön aus, aber item, es kann nicht alles schön sein. Der Lehrer ist ein kleiner, schwacher, schwächlicher Mann. Ich habe sagen hören, solche Männer seien die klügsten und gelehrtesten. Es mag wahr sein. Vom Lehrer habe ich die feste Überzeugung, dass er unendlich klug ist. Ich möchte nicht die Last seiner Kenntnisse tragen. Wenn das unziemlich geschrieben ist, so bedenke man, dass es zur Zeichnung der Schulstube unbedingt mitgehört. Der Lehrer ist sehr reizbar. Er fährt oft wild auf, wenn ein Schüler mit Nichtskönnen ihn ärgert. Das ist ein Fehler. Warum über eine so nichtige Sache, wie die Faulheit eines Schülers, in Aufregung geraten? Aber ich habe eigentlich gut schwatzen. Wenn ich an seiner Stelle sein müsste, täte ich vielleicht noch unbesonnener. Man muss ein besonderes Talent haben, um Lehrer zu sein. Immer seine Würde behaupten vor solchen Schlingeln, wie wir sind, das braucht viel Selbstüberwindung. Im ganzen beherrscht sich unser Lehrer gut. Er hat eine feine, kluge Art zu erzählen, was man nicht genug in Anrechnung bringen kann. Er geht sehr sauber gekleidet, und es ist wahr, wir lachen oft hinter seinem Rücken. Ein Rücken hat immer etwas Lächerliches. Dagegen kann man nichts machen. Er geht in hohen Stiefeln, als käme er aus der Schlacht bei Austerlitz. Diese Stiefel, die so grandios sind, und denen nur noch die Sporen fehlen, geben uns viel zu denken. Die Stiefel sind fast größer als er selbst. Wenn er in Wut ist, stampft er mit ihnen. Ich bin mit meinem Porträt nicht besonders zufrieden.“

Und nun noch eine Kostprobe - ein sehr spätes, wenig bekanntes „Prosastückli“ aus den „Mikrogrammen“ (siehe Abbildung), geschrieben von Walser 1928 oder 1929. In der zweiten Januarhälfte 1929 hat Walser eine schwere psychische Krise, in deren Folge er sich von einem Psychiater in die Heilanstalt Waldau bei Bern einweisen lässt. Er setzt nach einer Pause die literarische Arbeit fort. Wenige Veröffentlichungen, aber eine größere Zahl posthum veröffentlichter Manuskripte und Entwürfe .

Die Jungfrau
Der Befreier
(Vor einer Art Höhle)

Die Jungfrau: „Ihm so den Kopf abzusäbeln. Einem verhältnismäßig so feinen Wurm. Als ob er nicht auch Recht auf Mängel gehabt hätte. Bist du denn so einwandfrei? Hältst du dich für ein Muster? Wie mich die Augen dieses so schneidig von seinem Körper getrennten Hauptes vorwurfsvoll und zugleich so zart anschauen. Dieses Ungeheuer liebte mich, wie eben Ungetüme zu lieben verstehen, du aber Befreier, liebst mich nicht, es kam dir nur darauf an, mit deiner Stärke vor mit zu prunken. ... Wie mich dein stahlschwarzer glänzender Helm, von welchem eine spöttische Feder großartig herabhängt, gefühllos anlächelt. Um die Tat war's dir zu tun, um Ablegung einer Probe, um Überwindung einer Gefahr nicht aber um mich Arme, Nackte.“

Der Befreier (bedeckt sie mit seinem Mantel): „Was willst du nun beginnen, Töchterchen?“

Die Jungfrau: „Ich war hier in der Gefangenschaft, unter des höchst warmherzigen Wurmes Überwachung nicht schlecht aufgehoben. Er flößte mir anfänglich natürlich Grauen ein. Wenn ich es exakt nehmen wollte, könnte ich von Abscheu reden. Aber ich war doch immer daheim. Wie hat er sich im Kampf mit dir plump, geradezu rührend ungeschickt benommen. Er war so naiv. ... Du und die übrigen gaben sich keine Mühe, seine Sprache zu studieren, seinem etwas seltsamen Denken einigermaßen beizukommen. Mich hat er immer recht gut unterhalten. Ich muss es dir sagen, ich langweilte mich in seiner Gesellschaft selten oder nie. Doch bei dir Hochgebildeten ... seh' ich jetzt schon die Lücke ... “ ... „Deine Rüstung blendet. Er aber besaß ein Herz, und dieses war's, das mich mit seinen Klängen umsang. Er war schön.“

Der Befreier: „Jetzt hör' aber bitte auf!“

Die Jungfrau: „Zu ihm hatte ich mit der Zeit Vertrauen gewonnen.“

Der Befreier: „Du musst dich nun eben im Rahmen zu benehmen versuchen.“

Die Jungfrau: Nun sprichst du auch noch von einem Rahmen.

Mir wird übel bei solchen Anspielungen. Er folterte mich mit Anspielungen und Unverständlichkeiten nie.“

Der Befreier: „Du wirst dich daran gewöhnen. Freiheit des Benehmens besteht darin, dass man sich abgewöhnt hat, irgend etwas zu empfinden.“

Die Jungfrau: „Das sind mir nette Aussichten. Dann beneide ich den Besiegten da, und die Befreite beweine ich.“

Der Befreier: „Rührseligkeiten“

Die Jungfrau: „So nennt ihr's, die ihr von keiner Liebe wisst. Freilich sehnte ich mich nach der Ankunft einer Gestalt, wie die deinige eine ist. Du sorgst nun für mich?“

Der Befreier: Ich habe keine Zeit, dich zu besitzen. Ich bin meines Berufs ein Abenteurer. Ich reise herum. Wo es etwas Heldenhaftes zu verrichten gibt, führ' ich's aus. Zu bereichern pfleg' ich mich nicht. Beute würde mich belästigen.

Die Jungfrau: „Pfui über solches planmäßig-planloses Befreien! Ach, wäre ich nie erlöst worden!“

Der Befreier: „Aber du bist's, und nun führe dich danach auch auf. Den Mantel behalte nur. Ich werde mir Ersatz zu verschaffen wissen. Du wirst Leute finden, die sich für dich interessieren werden. Du wirst über deinen Aufenthalt beim Drachen ein Buch schreiben, das seinen Weg machen wird. Man wird dich würdigen.“

Die Jungfrau: „Lieber wäre mir der bisherige Umgang. Ich hatte mich an den Bösen so gewöhnt.“

Der Befreier: „Du schläfst noch, doch du wirst erwachen.“

Die Jungfrau: „So soll ich mich also zu denen zählen müssen, die etwas aus sich machen?“

Der Befreier: „Das solltest du nicht noch erst fragen.“

Die Jungfrau: „Ich werde boshaft werden. Ich werde all diese Gediegenen verlachen. Bei ihm war ich gut...“

Sie werden erraten, wer der Lindwurm ist – Walser. Die Befreier kennen Sie auch – wir begegneten diesen Tüchtigen alle Tage ... Und die Jungfrau? – vielleicht der Eros des reinen, unschuldigen Gemüts, das mit Walser die Höhle seiner Texte teilt ...

Schließlich:

Warum überhaupt diese Walserei?, werden Sie sagen.

Nun, dank des Hinweises eines Freundes. Der sagte, da gebe es einen Schweizer Dichter. Den lese er so gerne. Ich frage, worüber er denn geschrieben habe. Worum es in seinen Büchern gehe? Einen Roman habe er geschrieben - „Jakob von Gunten“. Der Jakob begeben sich als Schüler in ein Internat, ein Lehrinstitut. Das Institut Bejamenta. Ich sage: „Was lernen die Leute denn dort?“ Der Freund: „Gar nichts“. Ich: „Aber irgend was müssen die doch den lieben langen Tag tun.“ Die Antwort: „Die repetieren immer die Hausordnung.“

Nun, das fand ich faszinierend genug, um mir einen Walser aus der Bibliothek zu holen.

Ich las die erste Seite eines kurzen „Prosastückli“. Da wußte ich sofort, dass ich alles von Walser würde lesen wollen.

Noch einmal: Worum geht es Walser?

Sagen wir vorläufig, Walser hat kein Anliegen.

Wir nehmen ja als selbstverständlich an, dass Einer, der schreibt, unbedingt ein Anliegen haben muss. Wenn Einer ein Anliegen hat, kennen wir uns aus. Wir glauben dann, etwas lernen zu können. Ein Anliegen bringt uns sozusagen weiter, meinen wir.

Aber Walser hat kein „Anliegen“. Kein politisches, kein philosophisches, kein religiöses, kein wissenschaftliches. Wer glaubt, eine Bedienungsanleitung für „das rechte Leben“ zu bekommen, wird bei Walser nicht fündig. Er ist ein Mensch des Nächsten, nicht des Fernsten.

Wir können natürlich sagen, Walser sei für diese Höhenflüge im formalen Sinn einfach nicht gebildet genug gewesen. Mag sein. Walser musste mit 14 Jahren das Gymnasium verlassen, weil die Familie in finanziellen Schwierigkeiten war.

Häufig relativiert er durch Einschübe. Sagt „vielleicht“ – „anscheinend“ – „meiner Ansicht nach“.

Wir sehen: Da denkt ein Mensch sozusagen ohne Netz so vor sich hin, mit allen Risiken und Nebenwirkungen. Ein Mensch ohne gymnasiale oder universitäre Rüstung. Ein Typ ohne „gute Erziehung“, wie man so sagt. Aber vielleicht hat auch eine „gute Erziehung“ ihre Risiken und Nebenwirkungen?

In seinem ersten Roman (1906 geschrieben) „Geschwister Tanner“ flicht Walser einen Brief des Vaters an seinen Sohn ein:

„Nimm an, ich hätte dich mustergültig erziehen lassen! Mit was für einer furchtbaren Verantwortungslast auf Kopf und Rücken würdest du dann dastehen? Denn wisse: eine wirklich und in jeder Hinsicht gute, eine sogenannte glänzende Erziehung verpflichtet; sie verpflichtet den Empfänger zu ihr entsprechenden glänzenden Leistungen, sie verpflichtet auch zu der glänzenden Karriere.

Sei du glücklich, mein Sohn, dass du wirst atmen dürfen, ohne immer nur an das Emporkommen denken zu müssen. Deine mangelhafte Erziehung verpflichtet dich nicht zu dem Gespenste, zu der Mustergültigkeit, zu dem fürchterlichen Müssen-in-jeder-Hinsicht-Hervorragten. Frei wirst du sein. Ein Sohn der Natur, ein Sohn der Welt wirst du sein. Atmen und leben wirst du dürfen. Die da musterhaft sind, die leben nicht,

und hiermit grüßt dich überaus herzlich, im Bewußtsein, dass er dir etwas Vernünftiges gesagt hat, dein Vater.“

Die Dressur zur Erlangung der Mustergültigkeit“ bringt uns „in Form“, schnürt uns aber auch ein. Zwar öffnet sie uns die Türen zur Karriere. Zwar versieht sie uns mit dem Stallgeruch, an dem der gesellschaftlich Arrivierte. der Gebildete den Bruder im Geiste unweigerlich erkennt. Sie schwört uns ein auf den Diskurs, der herrscht.

Aber es bleibt das Murmeln im Untergrund. Freud stellt das sehr eingängig in seinem Aufsatz „Das Unbehagen in der Kultur“ dar. Die Wildnis in uns selbst und jenseits des Zaunes der Kultur gefährdet immer wieder unsere mühsam errichteten Ordnungen.

Ist es Ironie, wenn sich Walser unter den Gebildeten als den Wilden von jenseits Zaunes versteht? In einem Gedicht erzählt er von dem palmen- und sonnenverliebten Negerlein, sich nach herzlichem Gespräch und Müßiggang sehndend, das aus dem Sklaventransport entwischt. Aber er schreibt auch: *“Armer Naturbursch, dich fraß ein Krokodil. Mög’ es allen ähnlich gehen, die so naiv auf ihren Vorteil sehen, nicht Verträge achten...“*

Das Entspringen hat seine Kosten. Der Vertragsbruch mit der Gesellschaft seinen Preis. Walser hat bezahlt. Aber er fühlt sich nicht als Opfer. Schließlich hat auch er auf seinen eigensinnigen Vorteil, „das wilde Leben“, gesehen.

Später kehrt das Motiv der Zivilisierten und Wilden wieder. Wütender:

„Furie“ (aus den Mikrogrammen, 1926/27):

*„Kennen mich nicht, holla,
die Zivilisierten,
und ich zittere und gründe doch
mitten in ihnen,
verleugnen mich, haben Manieren
und lachen über den Wilden,
aber ihr Gelächter lacht über sie selbst,
und ihre Schadenfreude schadet ihnen,
und ihre Blumen, die sie in Händen trugen,
sind geheime Degen,*

*ihre Kleider, mit denen sie prangen,
ein kommendes Gemetzel.
Sie langweilen sich, alle wollen
wunder wie gut sein, indes sie sich
nur mühsam durch ihre Schlechtigkeiten schleppen,
und das gilt auch von den Besten,
die verlernt haben zu knien,
die sich vor der Demut fürchten,
als wenn die Liebe
eine Finsternis wäre.*

.....

*Schwätzen von Frieden, indes jedes Wort,
das sie reden, kriegerisch klingt*

.....

*Sie sind Scheusale, wie ich,
denn nie wird ihnen in den Sinn kommen,
und sie werden es nie und nimmer
verstehen, sich die Hand zu geben.
Sie sind das fürchterliche Ich ..*

....

*Aber sie schaden sich
mit ihrem nicht endenden
Sichnützlichsein und fallen,
wo sie den Gipfel ihrer Existenz
erklommen zu haben glauben,
in den Abgrund.*

....

*Sie täten gut, wenn sie sich
die schlimmsten Namen gäben,
so schlecht von sich dächten wie ich von mir.“*

Nun, was ist denn das Besondere an Walser, wenn es das solide Gebildete, das Systematische nicht ist?

Walser interessiert nicht, was sein sollte.

Walser interessiert, was ist.

Er versenkt sich in die Nähe des Nächsten. Er reflektiert oft philosophisch, ohne daraus jedoch ein Dogma, eine Leitidee, zu machen.

Er läßt das Natürliche und das Geistige in einer Einheit bestehen. Er ist kein Meister aus Deutschland. Er sammelt keine Jünger um einen Geistesthron.

Bei Walser gibt es keinen Fortschritt. Die Zeit steht. Die Personen der Romane entwickeln sich nicht. Sie sind ja schon, was sie sind. Und wir Leser begegnen ihnen in ihrem So-Sein.

Die späte Prosa ist nicht mehr von einem Sinn zusammengehalten. (Das irritiert die Leser. Sie kennen sich nicht aus.) Die Musik entspricht am ehesten seiner Schreibweise. Goethe sagt: „Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte.“

Max Brod rühmt an Walser die Befreiung vom Stofflichen: „Noch niemals hat man sich so geistvoll gehen lassen.“

Walser bezeichnet sich als eine „individuelle Individualitätslosigkeit“ (siehe hierzu Walsers 2. Roman: „Jakob von Gunten“).

In der Rolle des Simon Tanner (Roman „Geschwister Tanner“ sagt er:
„Ich will keine Zukunft, ich will eine Gegenwart ... Eine Zukunft hat man nur, wenn man keine Gegenwart hat, und hat man eine Gegenwart, so vergißt man, an eine Zukunft überhaupt zu denken.“

Der Lyriker Otto Loerke (1913 Kleist-Preis) trifft Walsers Dichten vielleicht am besten:

„Er erfand gleichsam das Erzählen an sich, ohne Gegenstand ... Er kann es entbehren, Charaktere zu bosseln, denn jede Stunde, jeder Wald, jedes Zimmer, jede Reise, jeder Aufenthalt ist ihm ein Charakter.“

Jede Alltagserscheinung ist ihm einer poetischen Erörterung wert:

- ein Spaziergang
- eine Frau am Fenster
- eine Mutter, ein Kind auf einer Parkbank
- eine Schaufensterauslage
- ein Markttag in Biel
- eine Vermieterin
- eine Saaltochter (Kellnerin)
- ein Trivialroman
- ein Bild in einer Ausstellung (Ikaros)
- ein Kneipenbesuch
- faits divers aus Zeitungen und Zeitschriften
- Klatsch in Biel, in Bern

Er hat ein Gespür dafür, dass die großen Gefühle, die großen Taten in unsere Zeit der Technik nicht mehr so recht passen wollen.

An den Kollegen Albert Steffen, einen Mann der edlen Feder, schreibt er:

„Sie lassen mich die Kleinlichkeit, das Alltägliche vermissen, aus dessen Zusammenbewegung sich ja eine Weltwiderspiegelung ergibt, denn nicht wahr, mein Herr, wir alle sind ja heute doch nun einmal sehr klein geworden.“

In den Mikrogrammen, 1926/1927, sagt Walser - nachdenklich:

„Modern sind die Maschinen, die technischen und anderen Einrichtungen, deren wir uns bedienen. Hat es da noch einen Sinn, gegen modernes Empfinden, Denken usw. aufzumarschieren? Ich lasse gern Fragen derlei Art aus Gründen der Bewegungsfreiheit

offen, so auch wieder einmal hier. Ich glaube, dass es dringend zu empfehlen sei, möglichst viele Streitfragen unerledigt zu lassen, indem ich Ihnen zurufe: ‚Schonen Sie Ihre Nerven! Was kommen will und soll, kommt ja doch.‘ Entwicklungen, so alltagshaft dieser Ausspruch klingt, lassen sich tatsächlich mit größter Wahrscheinlichkeit nicht aufhalten.“

Er verabschiedet sich vom romantischen Pathos. Wir leben in unheroischen Zeiten. Das Handeln verliert seine große Geste, seinen großen Stil.

Sollen wir uns für jemanden, die Geliebte, den Staat, eine Idee opfern? Sollen/können wir eine Bluttransfusion aus dem eigenen rosigen Ich in die anämischen Adern jener leiten, die die Vergöttlichung des Ichs und der Welt in karger Zeit hoffen?

Diese Frage beantwortet er in den Mikrogrammen, 1926/1927:

„Wär’s nicht herrlich, unter der Rosigmachung einer verehrten Persönlichkeit zu erkalten, oder, mit anderen Worten, an den rasch zunehmenden Lustigkeiten eines Wesen, für das man sozusagen platzte, müde zu erschlaffen? Aufopferung ist zweifellos ein Lebensweg von nicht hoch genug geschätzt werden zu könnender Schönheit. Was mir aber bei allem dem nicht gefällt, ist die Romantik. Ich bin zu sehr Wirklichkeitsmensch, zu sehr vom gesunden Menschenverstand umhüllt und eingekleidet, als daß mich zu begeistern vermöchte, was einer Novelle ähnlich sieht. Etwas in mir schreibt mir vor, auf’s Sorgsamste zu vermeiden, im Diesseits Jenseitssehnsucht zu verkündigen, anders gesprochen, mich unalltglich aufzuführen, d.h. eine Romanfigur zu sein.“

Mit welchem Schriftsteller soll ich Walser vergleichen? Mir fällt keiner ein. Er schreibt keine „Wälzer“. Im Gegenteil: In der Kürze liegt die Würze. 80 % der Walserschen Produktion besteht aus „Prosastückli“ - eine, zwei, drei Druckseiten. Selten mehr. Auch die Romane sind kurz.

Stilistisch ist Walser ein Zauberer. Wenn er die ermüdende Monotonie administrativer Arbeit beschreibt, bedient er sich eines gestelzten Kanzleistils, der die ertötende Atmosphäre von 40 Jahren Siemensbüro trefflich simuliert.

Er erfindet graziöse Metaphern, um den See, den Wald, den Schnee, die Blumen zu feiern.

Und er weiß, was er tut. Er spricht uns immer wieder direkt an. Er bittet uns um Geduld. Läßt uns auf dem Bahnhof der Geschichte stehen. Verbannt die Heldin in einen Pavillon, läßt sie dort stehen. Verspricht uns, der Autor werde sie schon wieder abholen. Teilt uns mit, er habe diesen länglichen Einschub nur gemacht, um dem Wunsch des Verlegers, er möge einen umfänglichen Roman hervorbringen, zu entsprechen. Er weiß um die Macht des Autors. Aber er verbirgt diese Macht nicht. Er entlarvt die Macht, indem er uns auf ihre Kunstkniffe aufmerksam macht. Er macht uns zu Komplizen bei der Erschaffung der zweiten Wirklichkeit, der literarischen. Wir sind nicht Opfer seiner Imagination. Er lädt uns ein, das Spiel mit ihm zu spielen. Der Natur, so sagt er, spricht nicht. Wir sprechen. Die Natur ist von erhabener Stummheit. Es ist wohl kein Zufall, dass zu Walsers Lebzeiten die Sprache für Wittgenstein zum philosophischen Problem wird.

Das Spiel, das er mit uns spielt, ist ein freundliches. Der Rest ist nicht Schweigen, sondern ein erlösendes Lächeln ohne Häme, ohne Bitterkeit.

Walser ist kein Opferlamm. Schon eher ein enfant terrible. Er isst gern, er trinkt gern. Er ist spottlustig (undankbar?), besonders dann, wenn es Einer gut mit ihm meint. Es gibt nicht wenige Leute, die es gut mit ihm meinen. Hinter einem Ratschlag vermutet er gleich das Meisterlein, das ihn gängeln will. Er tritt mit Wonne in Fettnäpfchen. Das gibt sich mit zunehmendem Alter nicht. Er ist, sobald er sich in ehrenwerte Gesellschaft begibt, ein Komödiant, ein Provokateur, ein Spötter. Die schlichten Seelen, besonders wenn sie als Frauen erscheinen, bekleidet er mit dem Purpur der Ehre; er ist dann ganz Zartgefühl, Höflichkeit, kindliche Scheu.

Immer wenn die Gefahr besteht, er könnte doch noch arrivieren, weiß er es virtuos zu verhindern.

Er hat ein freches Maul. Der illustre Züricher Großkritiker Korrodi, der Walser nicht einmal schlecht gesonnen ist, muss sich in einem „Prosastückli“ von Walser ironisieren lassen:

„Gewiß ist er geistreich; doch dies sind womöglich viele Sonstige ebenfalls, wenn er mir vorurteilslos ins Leben zu schauen die Gewogenheit haben mag zu erlauben, wovon ich zu seiner Verwunderung überzeugt bin.“ (1928, „Ein Geistreicher“).

Dem Verleger Konsul Hauschild, Verlag Grethlein, Zürich, wird von Walser mitgeteilt, er sei bereit, ihn an einem bestimmten Tag zu empfangen.

Unterzeichnet ist der Brief mit „Cäsar, Diener von Herrn Walser“. Hauschild steigt zu dem ärmlichen Mansardenzimmer empor. Die Tür öffnet ein Mann in Hemdsärmeln. Ja, sein Herr, Robert Walser, sei zu sprechen, er lasse bitten, sich einen Augenblick zu gedulden. Die Tür wird geschlossen. Wenige Minuten später wird die Tür wieder geöffnet. Vor dem Besucher steht der gleiche Mann, jetzt mit einem Rock bekleidet.

Walser war damals 46 Jahre alt.

Seine Briefschlüsse sind bizarr:

„Aus der Höhe meiner unsäglichen Wenigkeit herunter“

„Ihr hochgeborener Diener“

„In treuer Untertanenhuld ehrfurchtsvoll und gnädig, d.h. vollendet freundlich“

Er lügt schamlos, wenn es ihm gefällt, schlichte Gemüter zu verwirren und nebenbei einem Großschriftsteller bei der Gelegenheit eins auszuwischen. Im 5. Lebensjahrzehnt schreibt er an Therese Breitbach, eine Verehrerin seiner Kunst:

„Haben Sie vielleicht schon die Neuigkeit vernommen, die darin besteht und sich darauf gründet, dass der Schriftsteller und stellen- oder streckenweise auch Dichter Hermann Hesse sich mit einer bernischen Saaltochter vermählt hat? Sie nannte ihn eines Nachts in dem Lokal, worin sie dient und regiert, einen Waschlappen, was ihm so gut gefiel und ihm so sehr imponierte und ins ganze Wesen drang, dass er leise, gleich einer Geige, um ihre holde Hand anhielt und in der Tat ein Jawort mit nach Hause trug. Alle feineren Bernermädchen sind über die Tatsache dieser wirklich überraschenden Trauung entrüstet. Die Hochzeit fand bereits mit einem gewissen Pomp statt. Ich war auch dabei und lachte mich beinah tot.“

Wenn er schreibt, liebt er es, aus dem hohem Pathos die Luft herauszulassen:

„Durch diese hohle Gasse, glaube ich, muß er kommen.“

Der Ibsensche Helmer zu Nora mitten im furiosen Geschlechterkampf:

„Liebe Nora, weißt du was? Mach mir rasch noch eine Rösti.“

Er ist überzeugt, dass uns nicht die Bücher gut machen. Sondern das Leben.

Er verhöhnt die Großen der Literatur:

- Walser über Rilke: *„Er gehört auf den Nachttisch der alten Jungfern.“*

- Walser über Verlaine: *„Er übernahm die denkbar lebenswürdige Aufgabe, tüchtig zu weinen.“*

- Walser über Thomas Mann: *„Ein fleißiger Prokurist in seinem Kontor. Seine Josefromane, die trocken und erschwitzt wirken, sind lange nicht so schön wie die erstaunlichen Frühwerke.“*

Zum Verleger Fischer, der dem jungen Walser (wie immer finanziell äußerst knapp gestellt!) anbietet, ihm eine Reportagereise nach Polen und in die Türkei zu finanzieren:

„Ich bin soeben in Gedanken eine halbe Stunde lang in der Türkei gewesen und habe es dort sehr langweilig gefunden.“

Der Lesekreis Hottingen lädt Walser zu einer Lesung. Er braucht Geld. Kann die Bahnfahrt nicht bezahlen. Läuft 80 km von Bern nach Hottingen. Trifft den Vorsitzenden des Lesekreises. Dieser bittet ihn, aus seinem Text vorzulesen. Walser liest schlecht. Verhaspelt sich. Der Vorsitzende: „Aber Herr Walser, Sie können ja nicht lesen...“ Anstelle Walsers liest ein Redakteur des Hottinger Tagblattes. Walser sitzt in der ersten Reihe und applaudiert. Nach der Lesung läuft Walser zu voller Form auf:

Der Kunstmaler Ernst Morgenthaler ist dazu erkoren, Walser zum Essen zu führen und ihn zu beherbergen. Morgenthaler lauscht erschöpft der Lesung. Es ist Fastnacht und Morgenthaler hatte die vorhergehende Nacht durchgefeiert. Er wird mit Walser bekanntgemacht. Sie gehen gemeinsam essen. Walser taut in der Gesellschaft Morgenthalers auf. Spricht viel. Erzählt. Morgenthaler gegen Mitternacht: „Wir sollten jetzt aufbrechen, der letzte Zug fährt bald ab.“ Walser: „Wie weit ist es zu Fuß zu Ihnen?“ M: „1 ½ Stunden.“ Walser: „Kein Problem.“ Sie bleiben sitzen, bis die Stühle auf den Tisch gestellt werden. Dann der Fußmarsch. Vor Morgenthalers Haus kommen sie am Haus des Schwagers vorbei. Walser ist entzückt. „Wir klingeln“. Morgenthaler: „Ja, aber, ist doch schon spät.“ Walser: „Ist doch Ihr Schwager...!“ Der Schwager empfängt im Nachthemd die späten Gäste. Morgenthaler schläft augenblicklich ein. Der Schwager rüttelt ihn um 5 Uhr morgens wach. Auf dem Tisch steht eine leere Kirschflasche. Munter plaudernd schreitet Walser an Morgenthalers Seite gen Wollishofen. Dort bleibt Walser 14 Tage. Das 17jährige Dienstmädchen fasziniert ihn. Das liebevolle Kind kommt aus Biel, der Vaterstadt Walsers, und hatte es Walser angetan. Er sitzt bei ihm in der Küche, begleitet es in den Keller. Und wo es etwas zu helfen gibt, stellt er sich ritterlich in ihren Dienst. Er schenkt dem Mädchen seine Bücher und schreibt Widmungen hinein wie für eine Marquise. Später erhält es Briefe in seiner schönen Handschrift, die immer wie gestochen

aussah. In umständlichen Wendungen drückt der Dichter seine ganze Ehrfurcht, seine ganze Hochachtung aus, die er vor dem weiblichen Geschlecht empfindet.

-0-0-0-0-0-0-

Das war sein Leben:

Robert Walser wird am 15. April 1878 in Biel geboren.

Er erliegt 78jährig am 25. Dezember 1956 auf einem Spaziergang in der Schneelandschaft bei der Anstalt Herisau einem Herzanfall.

Der Vater Adolf Walser gehört zum Zeitpunkt der Geburt Roberts noch dem etablierten Bürgertum an. Er ist Inhaber einer Buchdruckerei. Das Gewerbe hat er in Paris gelernt. Möglicherweise hat er auch in Paris sein Talent, „es sich wohl sein zu lassen“ (R.W. im „Negerlein-Gedicht“) weiterentwickelt. Er ist ein sanfter Mann, der des Geschäftssinns und der Tatkraft entbehrt. Er geht stets den Weg des geringsten Widerstandes. Er entzieht sich dem Ehrgeiz seiner Ehefrau. Er trägt Streitigkeiten nicht aus, gibt lieber der dreijährigen Tochter nach, als ihr seinen Willen entgegenzusetzen.

Der Vater schafft es, im expandierenden Biel seinen Betrieb in den Sand zu setzen. (Biel verdreifacht seine Einwohnerschaft von 10 000 auf 30 000. Die Uhrenindustrie blüht. Der Wohlstand steigt.) Später betreibt er einen Handel mit Öl, Oliven, Wein.

Die Familie steigt auf der sozialen Leiter ab. Die Mutter ist nervös und unzufrieden.

Die Walsers haben 8 Kinder.

Eines stirbt früh an einer Lungenentzündung.

Es bleiben 5 Söhne und 2 Töchter. Robert Walser ist der zuletzt geborene Sohn.

Die Geschwister Walser bleiben alle ohne Nachkommen.

Alle sind hochbegabt.

Ein Bruder Robert Walsers, Hermann Walser, Geographieprofessor, begeht Selbstmord. (1921)

Ein jüngerer Bruder, Ernst Walser, Sekundarlehrer und hochbegabter Klavierspieler, wird jung in die Psychiatrie in Waldau eingewiesen und stirbt dort 1916.

Die Mutter Elisa Walser, schön, fein, melancholisch, hoch erregbar, erkrankt ca. 1890, Walser ist 12 Jahre alt, an Depressionen. Sie kann den Haushalt nicht mehr führen. Sie wirft beim Mittagstisch mit Messern und Gabeln.

Die Schwester Lisa, 4 Jahre älter als Walser, sorgt für das Alltägliche: Betreuung der jüngeren Geschwister, Kochen, Putzen. Später absolviert sie ein Lehrerinnenseminar. Finanziert wird die Ausbildung von einem wohlhabenden Onkel. Lisa ist nach der Mutter die zweite mächtige Frau in Walsers Leben.

Walsers Mutter stirbt 1894.

Robert Walser ist damals 16 Jahre alt.

Als Jüngling schreibt Walser seinen ersten literarischen Text „Der Teich“.

Der Text ist im Dialekt geschrieben. Walser denkt und spricht sein Leben lang Schweizer Mundart. Diese Mundart ist vom Hochdeutschen weiter entfernt als z. B. mein Münchenerisch vom Hochdeutschen. Vielleicht kommt aus dieser Ferne des Gesprochenen zum Geschriebenen der besondere Reiz der Walserschen Prosa.

„Der Teich“ thematisiert eine Erfahrung, die einige von Ihnen gemacht haben mögen. Wir sind als Kind mächtigen Erwachsenen ausgeliefert. Wir sind abhängig. Wir lieben sie und wir fürchten sie. Wir sehnen uns nach Liebe. Manche bekommen sie zu spät oder gar nicht.

Wir stellen uns vor, wir wären gestorben. Wir liegen auf dem Totenbett, aber wir hören die Sprache der Geliebten und Gefürchteten. Sie beklagen unseren Tod. Tadeln sich für ihre Gedankenlosigkeit, ihre Lieblosigkeit. Das gefällt uns, natürlich.

Wir hören die Klagen, fühlen uns gerächt und getröstet.

Dem Walserschen Helden des „Teichs“ ergeht es ebenso. Er macht dem Bruder gegenüber Andeutungen, er ertrage diese Ungerechtigkeiten nicht mehr. Er werde zum Teich gehen.

Angekommen am Seerosenteich legt der Knabe seine Jacke ab, faltet sie sorgsam zusammen. Deponiert sie auf einem Stein an exponierter Stelle.

Er nimmt seinen Hut ab, läßt ihn auf den Teich hinausschwimmen. Der Hut verfährt sich in den Seerosen, schwimmt wie ein Kahn auf der Wasseroberfläche.

Inzwischen kommt dem Bruder doch ein Verdacht. Er läuft zum See. Sieht die Zeichen: die Jacke, den Hut. Er schließt auf den Selbstmord des Bruders.

Aber der Knabe sitzt in einem Baum und harret der Dinge, die da kommen werden. In der Tat: Mutter, Vater, die Geschwister eilen zum Teich. Beklagen den Tod des geliebten Sohnes, des Bruders. Klagen sich ihrer Blindheit, ihrer Lieblosigkeiten an. Ach, wenn er doch nur noch am Leben wäre, ach, wenn man die Zeit doch zurückdrehen könnte. Wieviel besser wollte man dann alles machen.

Der Knabe verläßt schließlich sein Versteck. Gottlob! Er lebt! Tränen, Freudentaumel. Große Versöhnung, große Vorsätze.

Die Mutter wird Robert Walser sein Leben lang nicht freigeben. Nie war er sich ihrer Liebe gewiss. „*Ich hatte ein Bedürfnis danach, zärtlich behandelt zu werden, und es geschah nie...*“ („*Geschwister Tanner*“). In der Kindheit wünscht er sich oft, krank zu sein. Aber Röbi Walser ist gesund und robust. Die Mutter ist ambivalent. Einmal zart, einmal heftig und gewalttätig. Lichte, liebe Momente werden von Blitzen und Gewittern abgelöst. Walser kennt sich nicht aus. Die Mutter ist die „hohe Frau“ seiner Prosa, die ihm, „dem Pagen“, gewähren kann, aber meist verweigert. Die Sphinx, das Rätsel. Der Page Röbi dient um ihres Lächelns willen, das selten genug aufleuchtet. Dann und nur dann ist die Welt in Ordnung.

Mit 14 verläßt Walser das Gymnasium. Die Familie ist in Geldnöten.

Anschließend eine dreijährige Lehre bei der Bieler Filiale der Berner Kantonalbank.

2 Jahre geht das recht gut. Im dritten Jahr revoltiert er. Die Bank behält ihn, um der Familie einen Dienst zu erweisen.

Als 17jähriger geht er für ein Jahr nach Stuttgart, wo der Bruder Karl Dekorationsmaler lernt. Robert Walser verdient sein Geld als Commis und versucht, Schauspieler zu werden.

Er besucht regelmäßig Schauspiele: „Hamlet“, „Othello“. Er erwirbt die Schriften Shakespeares, Schillers, Goethes in billigen Reclam-Ausgaben. Noch ist er Romantiker. Sein Erweckungserlebnis sind Schillers „Räuber“. Ihm imponiert das tapfere Räubertum. Mehr noch beeindruckt ihn die Künstlichkeit des Theaters. Die Toten des Stücks verneigen sich am Schluß vor dem Vorhang.

Er nimmt Schauspielunterricht. Er spricht bei Josef Kainz vor. Kainz, auf einer Chaise longue liegend, hört sich die Sprechprobe des Jünglings an. Kainz bleibt unbeeindruckt. Er entläßt ihn wortlos mit einem Wippen seines Fußes.

Aber die Liebe zum Schauspiel bleibt. Es bleibt die Liebe zur der Erschaffung einer zweiten Wirklichkeit hinter der ersten Wirklichkeit. Ein Leben lang.

Weil es mit der Schauspielerei nicht klappt, beschließt er, Dichter zu werden.

Von seinem 18. bis zu seinem 27. Lebensjahr ist er mit einigen Unterbrechungen in Zürich.

Er zieht häufig um. Ebenso häufig wechselt er seine Stellen, Er ist

- Hausbursche bei einer jüdischen Dame
- Angestellter eines Rechtsanwalts
- einer Buchhandlung
- einer Nähmaschinenfabrik
- der Schweizerischen Kreditanstalt
- der Züricher Kantonalbank
- der Maschinenfabrik Escher-Wyss

Abends dichtet er.

Seine ersten Gedichte erscheinen auf Vermittlung von Widmann, Verleger „Berner Bund“. Walser ist 20.

Auf Vermittlung von Franz Blei, Züricher Essayist, kommt er mit der Zeitschrift „Die Insel“ in Kontakt, die seine Gedichte veröffentlicht. Er fährt nach München.

Als 24jähriger hält er sich 3 Monate bei der Schwester Lisa in Teuffelen auf. Lisa ist dort Lehrerin.

Als 25jähriger ist er einige Monate Sekretär/Commis/Mädchen für alles bei Ingenieur Dubler in Wädenswil.

Er wird diese Erfahrung im Roman „Der Gehülfe“ (1908) gestalten.

Als 26jähriger kann er „Fritz Kochers Aufsätze“ beim Insel-Verlag, Leipzig, veröffentlichen.

Von seinem 27. bis zu seinem 35. Jahr, 1905 bis 1913, ist er mit Unterbrechungen bei seinem Bruder Karl in Berlin.

Karl ist inzwischen arrivierter Maler. Er gestaltet Bühnenbilder. Malt die Häuser der High Society mit Fresken aus. Illustriert Bücher.

Karl öffnet ihm die Türen zur Welt der „Kulturschaffenden“, Theaterleute, Verleger.

Die Walser-Brüder sind die Exoten der Soiréen. Karl, lebhaft und exzentrisch, ist trotz seiner künstlerischen Ader kluger Taktiker. Weiß sich anzupassen. Vorteile und Beziehungen zu nutzen. Robert ist sperriger – ein „Wilder“.

1905, Walser besucht in Berlin eine Dienerschule und arbeitet anschließend einige Monate als Diener auf Schloß Dambrau in Oberschlesien.

1907, Walser ist 29 Jahre alt, erscheinen die „Geschwister Tanner“ bei Bruno Cassirer, Berlin.

1908 erscheint „Der Gehülfe“, ebenfalls bei Cassirer, Berlin.

1909 „Jakob von Gunten“, Cassirer.

1909 eine bibliophile Ausgabe der „Dichtungen“ mit Radierungen von Karl Walser, Cassirer.

Karl Walser heiratet. Robert muss aus der gemeinsamen Wohnung ausziehen.

Die Bücher verkaufen sich schlecht. (1000 Stück Auflage). Christian Morgenstern („Palmström“) ist Lektor bei Cassirer. Er bewundert Walser, fördert ihn, wo er kann. Hesse, Musil, Kafka, Brod verehren ebenfalls Walser.

1910, 11 und 12 verarmt Walser zusehends.

1913 kehrt er in die Schweiz zurück. Schlüpft vorübergehend bei der Schwester Lisa in Bellelay unter. In der dortigen Pflegeanstalt für Geisteskranke unterrichtet Lisa die Kinder des Anstaltspersonals. Er lernt die Freundin der Schwester, Lisa Mermet, Wäscherin, kennen. Geschiedene Frau, Mutter eines Sohnes.

Mit Frau Mermet wird Walser ein Leben lang korrespondieren.

1918, als 40jähriger, macht er ihr einen sonderbaren Heiratsantrag:

„Ich liebe an Ihnen die hochachtende Art, wie Sie stets vom ‚Fräulein Walser‘ sprechen, womit meine Schwester gemeint ist. Ich stelle es mir schön vor, Ihr (groß geschrieben) Mann zu sein und dass wir beide mit Lisa zusammenwohnen würden, beide sozusagen ihr gehorchend, unter ihrem (klein geschrieben) lieben Einfluss. Das wäre schön, falls meine Schwester nicht heiraten würde. Heiratet sie, nun, so heiratet sie eben. Man wird ja sehen und alles so nehmen, wie es sich gibt.“

Ein Antrag dieser Art ist nicht besonders verlockend. Lisa Mermet hat Walser nicht geheiratet. Zu Seelig, dem späteren Vormund Walsers, sagte sie einmal, sie habe sich einer solchen Ehe nicht gewachsen gefühlt, weder finanziell – Walser litt chronisch unter Geldnot – noch emotional. Sie kannte eben ihren „Pagen“ Röbi.

Von seinem 35. bis zu seinem 42. Jahr, 1913 bis 1920, lebt Walser wieder in Biel. Zuerst beim Vater, dann in einer Mansarde des Hotels „Zum Blauen Kreuz“.

Er veröffentlicht seine Prosastückli vorwiegend in der Prager Presse; Brod vermittelt die Kontakte. Die Stückli werden schlecht bezahlt, aber man mischt sich nicht in seine literarische Produktion ein. Das gefällt Walser. Berliner Feuilletons zahlen besser, wenn auch schleppend. Leser teilen der Redaktion ihr Missfallen mit.

Zeitweilig Arbeit in der Schreibstube für Stellenlose. Adressen schreiben.

1919 begeht Bruder Hermann Selbstmord. Walser erbt 5000 Franken.
Ca. 2 Jahre später noch einmal 10 000 Franken von einem wohlhabenden Onkel.

Nur aufgrund dieses Erbes kann Walser als Schriftsteller überleben.

1921, Walser ist 43 Jahre alt, geht er nach Bern.

Er hat eine befristete Stelle als Bibliothekar des Berner Staatsarchivs.

Walser hält sich schlecht und recht über Wasser. Lebt sehr bescheiden.

In Bern vereinsamt er zunehmend.

Als er 50 Jahre wird, leidet er unter Angstzuständen. Hört Stimmen. Balanciert auf Brückengeländern. Macht den zwei lieben alten Damen, bei denen er ein Zimmerchen bewohnt, aus heiterem Himmel einen Heiratsantrag (allen beiden). Die Damen wenden sich an Walsers Schwester Lisa.

1929, Walser ist 51, wird er in die Anstalt Waldau eingewiesen. Er wird einmal „exploriert“. Die Diagnose aufgrund der familiären Vorgeschichte, die Lisa den Ärzten darlegt: Schizophrenie. Walser bleibt 4 Jahre in der Waldau.

Fügt sich ein. Seine Angstzustände bessern sich. Er betreibt sein Prosastückli-Geschäft weiter. Korrespondiert mit Verlegern. Arbeitet in der Gärtnerei mit. Wischt Böden. Räumt Geschirr ab.

1933, Walser ist 55, wird er gegen seinen Willen aus finanziellen Gründen in die Heilanstalt Herisau verlegt.

Walser verstummt mit 55 – er schreibt nicht mehr.

Er hat noch 23 Jahre zu leben.

Als Walser 58 ist, nimmt Carl Seelig, Literat, Philanthrop, Kontakt mit ihm auf. Besucht ihn in der Heilanstalt. Begleitet ihn auf Spaziergängen. Ab 1944, nach dem Tod der Schwester

Lisa, ist Seelig Walsers Vormund. Macht sich um die Neuauflage seiner Schriften verdient. Sammelt Geld. Fällt aller Welt um Walsers willen auf die Nerven. Betreibt energisch die erneute Veröffentlichung der Walser-Texte.

Zum Schluss ein Gedicht, das Walser 1930 in der Anstalt Waldau geschrieben hat:

1930 „Beschaulichkeit“:

*„Die Bücher waren alle schon geschrieben,
die Taten alle scheinbar schon getan.
Alles, was seine schönen Augen sah'n,
stammte aus früherer Bemühung her.
Die Häuser, Brücken und die Eisenbahn
hatten etwas durchaus Bemerkenswertes.
Er dachte an den stürmischen Laertes,
an Lohengrin und seinen sanften Schwan,
und üb'rall war das Hohe schon getan,
stammte aus längstvergang'nen Zeiten.
Man sah ihn einsam über Felder reiten.
Das Leben lag am Ufer wie ein Kahn,
der nicht mehr fähig ist zum Schaukeln, Gleiten.“*

-O-O-O-O-

Zum Schluß:

Die poetische Beichte von Robert Walser:

Der Räuber-Roman

(aus den Mikrogrammen,
entstanden Sommer 1925)
transkribiert von Jochen Greven
1972 erstmals veröffentlicht)

Mit dem Räuber-Roman hinterläßt uns Walser seine poetische Beichte, wobei er sich die Absolution vorsichtshalber gleich selbst erteilt. Offenbar vertraut er unserer Intelligenz, vor allem aber unserer Gutherzigkeit doch nicht so recht.

Der Roman ist raffiniert aufgebaut. Da gibt es natürlich Robert Walser, den Autor. Dann den Erzähler, ebenfalls Schriftsteller, schließlich den Räuber. Das ist Robert Walser fiktionalisiert.

Er ist der „Wilde“ jenseits des Zaunes, jenseits des ordentlichen Gevierts bürgerlicher Respektabilität, eingefriedet mit sorgsam getrimmten Hecken, von übersichtlichen Pfaden durchzogen. Der „Wilde“ irrt, und wir mit ihm, durch das Labyrinth unübersichtlicher, wuchernder Lebendigkeit.

Er ist das vom Sklaventransport entlaufene Negerlein (siehe Gedicht), an dem sich aber, anders als im Gedicht, diesmal das Krokodil (die Gesellschaft ordentlicher Leute) die Zähne ausbeißt.

So ist der Räuber-Roman die Geschichte gelingenen Entkommens.

Reales aus Walsers Berner Zeit und Fiktives wird virtuos übereinander geblendet.

Die beiden Frauengestalten, Wanda und Edith, verdanken wir wohl der Tatsache, dass Walser sich zwischen seinem 44. und 46. Lebensjahr zweimal heftig (platonisch) verliebte (siehe Briefe, siehe Gedichte), einmal in ein junges Mädchen, dann in eine Kellnerin.

Während dieser Jahre inspiriert sich Walser häufig an Heftchenromanen.

Der Räuber ist keine Eins-zu-Eins-Abbildung Walsers. Er steht auch für Walsers Skepsis: In unserer duchrationalisierten Welt, in Charly Chaplins „Modern Times“ kann der romantische Held nur noch ein Nachfahre des Don Quijote, ein Ritter/Räuber von der traurigen Gestalt sein. Seine lebendige Originalität erscheint den Spießern bereits als bedrohliche Heraufkunft räuberischer Anarchie.

Zwar wird der Räuber ignoriert, angerempelt, des Lokals verwiesen, aber er ist durchaus auch Täter, Mutwilliger, Provokateur.

Der Roman beginnt frech Walserisch:

„Edith liebte ihn. Hievon nachher mehr.“

Nach mehreren Seiten ironisch

„Wir fangen langsam an, geordnet zu erzählen.“

Versuchen wir es also:

Nun, Edith gehört einem „Mittelmäßigen“ an, einen Bewohner der Gefilde umzäunter Normalität. Des Räubers Huldigungen stören ihre Seelenruhe. Abers anders als das Gretchen, dem Faust sowohl die Seelenruhe als auch Weiteres raubt, kommt Edith aus den Irrungen und Wirrungen ihrer Seele ohne Schaden davon. Kein Kindsmord, kein Kerker.

Die große Schluß- und Versöhnungsszene findet bezeichnenderweise in der Kirche statt. Der Pfarrer stellt dem Räuber sogar die Kanzel für seine Beichte zur Verfügung.

Im Gestühl sitzen die Frauen der Stadt. Einige Männer sind auch dabei. Edith im weißen Kleid, Wanda, die Abgetane, die zugunsten Ediths entthronte erste Königin, im schwarzen Gewand.

Dann bekennt sich der Räuber.

Worin besteht sein Verbrechen?

Nun es besteht darin, daß der Räuber die erste Natur, die liebe, stumme, blinde, die Blumen, die Bäume, die Spiegelung der Häuser im Wasser nicht in ihrem selbstgenügsamen Sein beläßt, sondern sie aufruft und ausbeutet zu einem Sein für ihn und uns im Wort.

Ein Gleiches geschieht uns lieben, unergründlichen Menschen, selbstgenügsam in uns selbst zusammengefaltet wie die erste Natur.

Und da kommt so ein „Räuber“ und nimmt sich die Freiheit der Beschreibung, ruft und drängt, raubt und gibt, schminkt und maskiert, modelt und knetet wie ein Gott, der aus Lehm den ersten Menschen formt.

Unzart, räuberisch ist ein solches Antasten dessen, das seinen Sinn im eigensten Sein-Können ja schon jeher von sich selbst her hat.

Ohne sich mit Edith in der ersten Wirklichkeit einlassen zu müssen, sind dem Räuber die Früchte seines Begehrens überreich gereift. Seine Beichte ist auch ein hymnisches Danken. Das Wunder ist, dass etwas ist, und nicht vielmehr Nichts. (Anmerkung HG: Darüber hat der Philosoph Martin Heidegger ein Leben lang nachgedacht ...)

Edith ist eine Geplünderte, eine Arme. Aber dennoch hat dieser Raub seine Gegenseitigkeit. Die Seele des Räubers, die ja nur sein kann, indem die erste Wirklichkeit ihr Inhalt und ihre Nahrung ist, gehört mit all ihrem Glück und ihrer Fröhlichkeit Edith.

Aber Walser wäre nicht Walser, wenn er die romantische Dämmerung dieser Geschichte von einem Sich-gegenseitig-Verdanken nicht mit den Leuchtkäfern seiner Ironie in ein sehr diesseitiges Zwielflicht setzen würde:

„Ihr (d. h. Edith-Dulcinea, Anm. HG), die mir zuhört, verdanke ich all diese klingende Fröhlichkeit, um die sie mich zu beneiden Grund hätte, wenn sie davon etwas ahnte, aber ich hielt sie immer für etwa nicht ganz genügend intelligent ...“

„Ich nutze sie aus und kann sie belächeln. Ich gehörte ihr an, ohne dass sie das Mindeste von mir hat. Es beliebt mir, sie zu lieben. Diese Liebe kostet mich nichts. Der Mittelmäßige sorgt für sie. Ich schätze ihn deshalb sehr und möchte ihn ersuchen, wie bisher weiterzufahren.“

Ein leiser Schrei ertönt.

Edith steht hoch aufgerichtet. Das Geräusch eines Schusses.

Ediths zarten Händen entgleitet ein Revolver.

Kostbares Räuberblut tröpfelt von der Kanzeltreppe.

Dann die Burleske:

Die Anwesenden nehmen sich Ediths an. Anstandshalber wird sie verhaftet. Wieder freigelassen. Freigesprochen von der öffentlichen Meinung.

Walser lehnt sie vorläufig an eine dekorativ geborstene Säule im Park.

Er schickt eine Baronin, die sie tröstet und ins Krankenhaus zum Räuber begleitet.

Er ist nur leicht verletzt. Schläft. Sagt im Schlaf: *„Edith, hast du mir verziehen?“*

Edith küsst ihn.